

O tempora, o mores! Zur sozialen Konstruktion von Unwissenschaftlichkeit

Ottermann, Ralf

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Ottermann, R. (2002). O tempora, o mores! Zur sozialen Konstruktion von Unwissenschaftlichkeit. *Sozialwissenschaften und Berufspraxis*, 25(3), 265-280. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-37871>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

O tempora, o mores!

Zur sozialen Konstruktion von Unwissenschaftlichkeit

Ralf Ottermann

1 Sine ira et studio! Wissenschaftssoziologie statt Moralisierung

Im Alltag erfolgt die soziale Rekonstruktion ethischer Grenzen sozialer Gruppen, Kreise und Sozietäten weithin präreflexiv und habitualisiert, mitunter unbedacht und gewohnheitsrechtlich. Das ändert sich im Augenblick moralischer Krisen, Paniken und Dilemmata, in denen die Fragilität und Kontingenz normativer Selbstverständlichkeiten salient wird. Als im Sozialisations- bzw. Enkulturationsprozess vermittelter, primär milieutypischer sowie m. E. transsituativ dienlicher Orientierungsrahmen bildet die jeweilige Ethik aber auch in ungewöhnlichen und unangenehmen Momenten den Hintergrund nunmehr situationsethisch reflexiver Grenzziehungen und Entscheidungen individueller oder kollektiver Art. Hierbei kann es sowohl zu subtilen Grenzverschiebungen kommen als auch zu moralischer Aufrüstung. Was im Augenblick der Irritation als fragil und kontingent erscheint, wird durch Erneuerung der Grenzen des Genehmen zumindest auf symbolischer Ebene in Stabilität und Notwendigkeit transformiert.

Habitus, Irritation und Reflexion sind übliche Präliminarien ethischer Kodifikationen. Als reflexive Prinzipien dienen sie der sozialen Besinnung, der Selbstvergewisserung und Selbstdarstellung individueller oder kollektiver Akteure sowie der gesellschaftlichen Standortbestimmung standesgemäßer Institutionen, Rollen und Funktionen. *Merton* etwa leitet die nach seinem Bild von Wissenschaft funktionell erforderlichen Grundsätze des wissenschaftlichen Ethos (Universalismus, Kommunismus, Uneigennützigkeit, Skeptizismus), die seinerzeit (1943) noch nicht kodifiziert waren, aus dem „moralischen Konsensus der Wissenschaftler“ ab, „wie er im täglichen Umgang, in den zahllosen Schriften über den Geist der Wissenschaft oder in der moralischen Empörung angesichts von Verstößen gegen dieses Ethos zum Ausdruck kommt“ (*Merton* 1985b, S. 88).

Die Entstehung der modernen Verhaltens-, Ehren- und Ethik-Kodices wissenschaftlicher Professionen und Verbände scheint einem Minimum an massenmedial vermittelter oder doch derart drohender moralischer Panik geschuldet (Stichwort: „Vertrauensverlust“), zumal sich der wissenschaftsethische Konsens im alltäglichen

Umgang und Schrifttum der Wissenschaftler bei genauerer Betrachtung nicht allen Beobachtern im mertonischen Ausmaß zu erkennen gibt (z.B. Barnes/Dolby 1973).¹ Was das Selbstverständnis der Wissenschaftler am meisten irritiert, ist nicht, dass es auch in ihren Reihen Betrügereien, Klüngel und Intrigen gibt, sondern vielmehr, dass sich deren Aufdeckung in erster Linie nicht den institutionalisierten Kontrollmechanismen (Fachbegutachtung, Rezension, Replikation) verdankt (z.B. Broad/Wade 1984; Ottermann 2000). Denn aus wissenschaftstheoretischer Sicht besteht deren Funktion darin, Fehler jeglicher Art so weit wie möglich auszuschließen. Mit der habituell unterstellten Funktionstüchtigkeit des wissenschaftlichen Kontrollsystems sind Ansprüche auf (1) Wissenschaftlichkeit und (2) Autonomie (Freiheit von Forschung und Lehre) verbunden. Allein deshalb kommen Wissenschaftler auf die Dauer nicht umhin, auf ihre Kontrollmoral und -praxis zu reflektieren.

Gemessen an *Mertons* Ethos und diversen Kodices, ist wissenschaftliches Fehlverhalten von Proponenten, Produzenten und Kontrollagenten alltäglich, mitunter selbstverständliche und unreflektierte Handlungspraxis (z.B. Zuckerman 1977; Lamnek 1991; Ottermann 2000).² Das alltägliche Fehlverhalten von Wissenschaftlern ist allerdings wenig spektakulär und motiviert von daher m.E. weder zur Skandalisierung noch Kodifizierung von Verhaltensstandards, weder zu informeller noch formeller sozialer Kontrolle des von wissenschaftlichen Normen bzw. Wertmaßstäben mehr oder minder abweichenden Alltagsverhaltens so manchen Wissenschaftlers. Wenn aber erst einmal über den Umweg massenmedial irritierter Öffentlichkeit vermehrt skandalöse Fälle und spektakuläre Inkriminierungen die motivationale Grundlage professioneller Kodifizierung bilden, kommt es zu Abgrenzungsproblemen, dringen mit den Kodices aufgrund der Interpenetration der Wissenschaft mit Wirtschaft, Politik, Recht, Religion und Gesellschaft bzw. öffentlichen Moralvorstellungen und veröffentlichter Meinung außerwissenschaftliche Standards in den Wissenschaftsbetrieb ein, statt die eigenen Leute vor systemfremden und institutionell dysfunktionalen Erwartungen zu schützen, wie es der Ethik-Kodex von DGS und BDS vorsieht (Ethik-Kodex 1992, Präambel; Lamnek 1992).³

Dem lässt sich in soziologischer Disziplin zumindest teilweise vorbeugen. Denn sozialwissenschaftliche Reflexionsspezialisten suchen aus Sozialisationsgründen habituell die Irritation, um den mehr oder minder latenten Code selbstverständlicher Erwartungen und Ansprüche sowie deren Bedeutung und Wirkungsweise im Alltag der Betroffenen zu entschlüsseln. Mögliche Konfliktfelder, strukturell bedingte Problemzonen, Diskrepanzen zwischen sozialen Fakten und Normvorstellungen bzw. Wert-

1 „Wissenschaftsethik“ bezeichnet in diesem Beitrag die Gesamtheit der sittlichen und moralischen Grundsätze für Wissenschaft als Beruf bzw. Berufswissenschaftler.

2 „Als ‚wissenschaftliches Fehlverhalten‘ zählt jedes Verhalten von Wissenschaftlern, das absichtlich oder fahrlässig eine der zentralen Normen des Wissenschaftssystems verletzt“ (Mayntz 1999).

3 Vgl. hierzu beispielsweise die Kontroverse um *Lautmanns* Pädophilenstudie (van den Daele 1999) oder das Problem der Schweigepflicht bzw. des fehlenden Zeugnisverweigerungsrechts für Soziologen (Ethik-Kodex 1992, I B 8; Hopf 2000; Lamnek 1992, 2002).

maßstäben und Situationen typischer Dilemmata können dadurch reflexiv und behutsam öffentlich gemacht, d.h. problematisiert werden, noch bevor aus einem Rumor ein Radau wird und das Kind in den Brunnen gefallen ist. In diesem Sinne wirkt die professionelle gesellschaftliche Selbstbeobachtung präventiv aufklärend als Bollwerk zwischen moralischen Paniken und ethischen Kurzschlussreaktionen, als Moderator zwischen Anspruch und Wirklichkeit und Vermittler von Möglichkeiten. Aus der Sicht einer Soziologie der Soziologie gilt es, die Standesethik bzw. den Verhaltenskodex der Soziologie auf Realisierungschancen bzw. Strukturprobleme zu prüfen, indem Ideal und Realität miteinander verglichen werden (Lamnek 1991).

Die Soziologie der ethischen Praxis und Theorie der Soziologie ist eher Wissenschaftssoziologie denn Professionssoziologie. Interessant ist sie von daher eher für die „Innenpolitik“ soziologischer Forschung und Lehre, die primär Sache der DGS ist, nicht so sehr für die „Außenpolitik“, die vor allem in Form der Selbstdarstellung der soziologischen Profession vom BDS praktiziert wird. Sie konzentriert sich also auf den wissenschaftlichen (Re-)Produktionsprozess, auf Anspruch und Wirklichkeit der „Erarbeitung und Verbreitung soziologischen Wissens“ (Ethik-Kodex 1992, Präambel). Dadurch soll der potenzielle Interessenkonflikt zwischen professioneller Imagepflege, ethischem Selbstverständnis und kritischer Betrachtung der sozialen Prozessstruktur „soziologischer Wissensproduktion, -verwendung und -weitergabe“ (Ethik-Kodex 1992, Präambel) minimiert werden. Es geht um das berufsethische Handeln bzw. wissenschaftliche Fehlverhalten von Soziologen in dezidiert wissenschaftlichen Rollen innerhalb der „professionellen und organisierten Soziologie in Deutschland“ (Ethik-Kodex 1992, Präambel).

2 Mens sana in corpore sano! Strukturprobleme der Verantwortlichkeit

Da es primär um die soziale Prozessstruktur der Soziologie geht, soll ethische Verantwortung im Unterschied zu transsoziologischer Praxis nicht personalisiert sowie auf Skandalisierung und Stigmatisierung weitestgehend verzichtet werden, weil dadurch zum einen potenzielle Strukturprobleme der Soziologie verkannt und zum anderen durch persönliche Betroffenheit Abwehrhaltungen und Trotzreaktionen ausgelöst werden könnten, die einer gemeinsamen Erarbeitung konstruktiver Problemlösungsvorschläge abträglich sind.⁴ Damit ist zugleich eine bestimmte Analysehaltung ange-

4 Vgl. z.B. die Kontroverse um den angemessenen Stil von Lehrevaluationen zwischen Grottian (1992) und Gralki (1992). Letzterer verweist auf etwas, das ich als moralisch berechtigten Anspruch auf Anonymitäts- respektive Nominatssymmetrie zwischen Kritiker und Kritisiertem verstehe. Unabhängig von der bevorzugten Art der Symmetrie und dem, was evaluiert wird (Lehre(r), Forschung(santräge), Stellenbewerber etc.), scheint es

sprochen, die zwischen Wissenssoziologie und Systemtheorie anzusiedeln ist und sich als metatheoretische Vorannahme formulieren lässt: „Offenbar kann man Verantwortung bei heutigen Problemlagen oftmals nicht mehr eindeutig individuellen Personen als den entscheidenden Verursacherinnen zuschreiben. Vielmehr handelt es sich um einen Komplex von wechselseitig abhängigen Verantwortlichkeiten, einen Komplex, der nur im ganzen Paket aufgeschnürt werden kann. Es bedarf daher einer theoretischen Reflexion der (Situations-)Bedingungen, unter die Verantwortung geraten ist. Eine der verschiedenen Möglichkeiten, diese Bedingungen zu rekonstruieren, dürfte die Systemtheorie sein“ (Schramm 1999), die hier durch wissenssoziologische Milieubetrachtung ergänzt werden soll.

In Bezug auf ethische Fragen der institutionellen (im Unterschied zur persönlichen) Verantwortlichkeit im Rahmen des gesellschaftspraktischen Verwertungs- und Verwendungszusammenhangs soziologischen Wissens ist vor dem Hintergrund der Annahme von Komplexität eine verantwortungsethische Zuschreibung ebenfalls problematisch. Dies liegt nicht nur an der multidimensionalen Verflechtung der Soziologie mit anderen gesellschaftlichen Teilsystemen sowie der Unwahrscheinlichkeit, in pluralistischen Gebilden Handlungsfolgen hinsichtlich ihrer Nützlich- bzw. Schädlich- und/oder Ehrenhaftig- respektive Schändlichkeit konsensfähig zu bewerten, sondern bereits an der Schwierigkeit, Makroeffekte sozialtechnischer Eingriffe voraussehen zu können.⁵ Verantwortung kann Soziologie nur übernehmen für absehbare Handlungsfolgen absichtsvollen und m. E. fahrlässigen Tuns, Unterlassens oder Duldens. Für die unbeabsichtigten Handlungsfolgen kann sie zumindest nicht alleine verantwortlich gemacht werden. Je weniger sie beansprucht, die Folgen sozialtechnischer Eingriffe in einer komplexen Welt abschätzen zu können, desto geringer ist ihr Anteil an Verantwortlichkeit für das, was geschieht, wenn man es trotzdem versucht. Im Umkehrschluss bedeutet das, dass Soziologen für gesellschaftspraktische Relevanzversprechen, einerlei ob innerhalb von Projektanträgen oder im Anschluss soziologischer Analyse als Ratschluss formuliert, sehr wohl verantwortlich sind, da solche Versprechen lediglich solange Sinn machen, wie Wille und Fähigkeit, sie einzulösen, unterstellt werden können. Aber auch hier ist nicht der sozialtechnische Erfolg bzw. Misserfolg der Maßstab aller Dinge. Die ehrliche Absicht bzw. moralische Integrität sowie größtmögliche wissenschaftliche Sorgfalt bei maximal selbstkritischer Einschätzung fachlicher bzw. sozialtechnischer Kompetenz sind vielmehr entscheidend

sinnvoll, die Bewertungskriterien und den Bewertungsprozess möglichst transparent zu halten. Dadurch lässt sich sowohl die Berechtigung einer positiven bzw. negativen Kritik als auch die Berechtigung der Kritik an der Kritik überprüfen. Verdächtigungen, Unterstellungen und Gerüchten würde dadurch großteils die Grundlage entzogen (Lamnek 1991).

- 5 Hierbei ist auch zu bedenken, dass Gesellschaftskritik bzw. Darstellungen und Interpretationen, die bestimmte soziale Kreise verärgern können, mitunter zum soziologischen Geschäft gehören (Hopf 2000). Eine kritische bzw. kritisierende Soziologie kann in Konflikt mit dem Ethik-Kodex geraten (Ethik-Kodex 1992, I B 1 ff.) und dieser wiederum als Machtinstrument zur sozialen Ausgrenzung jener missbraucht werden.

(Ethik-Kodex 1992, I A 1 ff.). Leider lässt sich deren Existenz nicht ohne weiteres überprüfen (Mayntz 1999).

Soziologen tragen Verantwortung in dem Maß, wie sie vorgeben, aus soziologischen Erklärungen Prognosen und aus diesen geeignete sozialtechnische Schritte zur Lösung bestimmter Probleme ableiten respektive soziale Phänomene adäquat beschreiben oder deutend verstehen zu können. In dieser Verantwortung stehen sie sowohl als Berater außerwissenschaftlicher Anwender als auch als Forscher und Lehrer gegenüber Fachkollegen und soziologisch Interessierten.

Die berufsethische Basis der Soziologie ist wie in jeder Wissenschaft die Aufrichtigkeit ihrer Mitglieder gegenüber anderen und sich selbst (G.O. Wissen Online). Und da Soziologen diesbezüglich nicht besser oder schlechter sind als Menschen in anderen Berufen, kommt es auf die formellen und informellen Anreizsysteme an, das Bemühen um potenziell selbstschädigende Aufrichtigkeit zu unterstützen. Legt man das utilitaristische Handlungsmodell zugrunde, dann sind sozial erwünschte Effekte noch am ehesten „durch Implementation geeigneter Spielregeln, die die Auszahlungsmatrix entsprechend verändern“ (Schramm 1999), zu erzielen. Aus lerntheoretischer Perspektive ist die Antizipation positiver Sanktionen eine entscheidende Triebfeder normkonformer Verhaltensweisen.⁶ Die Kosten bzw. Risiken aufrichtiger (Selbst-) Kritik müssen durch das wissenschaftsethische Belohnungssystem zumindest amortisiert werden, wenn persönliche Aufrichtigkeit hinsichtlich des institutionellen Systemziels bestmöglicher soziologischer Wissensproduktion eufunktional ist (was allerdings erst zu beweisen wäre) oder prinzipiell die Handlung der Wahl sein soll.

Aus systemtheoretischer Perspektive ist das Ziel einer jeden Wissenschaft der Erwerb und die Erweiterung möglichst abgesicherter Erkenntnisse (Stehr 1985). Die Orientierung der einzelnen Wissenschaftler an diesem Ziel ist eine Voraussetzung dafür, dass Wissenschaft überhaupt funktionieren kann. Die Güte einzelner wissenschaftlicher Beiträge, (Teil-)Disziplinen und der Wissenschaft als Ganzer ist abhängig von dem Grad, in dem es nach Ansicht wissenschaftlicher Experten (Peers) gelungen ist, Irrtümer so gut wie möglich auszuschließen. Wissenschaftlern, denen es nach Auffassung der Experten gelingt, relativ sichere Erkenntnisse zu liefern, wird namentliche Anerkennung (Reputation) zuteil; ihre Beiträge werden von Kollegen berücksichtigt und dienen als Grundlage oder Bezugspunkt für weitere wissenschaftliche Arbeiten.⁷

6 Der Ethik-Kodex bzw. die Institution der Ethikkommission von DGS und BDS sieht indessen – wenn ich das richtig überblicke – in letzter Instanz und expliziter Form lediglich negative Sanktionen für abweichendes Verhalten vor, was für quasi-justizielle Apparate nicht untypisch ist.

7 Unter den wissenschaftlichen Betrügereien wird das (moderate) Plagiat (einerlei ob von Proponenten oder Kontrollagenten ausgehend) nicht selten als relativ harmlos eingestuft, weil derartiges Fehlverhalten den Wissenskörper nicht sonderlich schädige. „Dabei wird übersehen, dass Ehre und Ruhm die wichtigste Belohnung für Forscher sind. Plagiate und ihre Folgen – ungerechte Verteilung und ungerechtfertigte Aneignung von Anerkennung – können bei Wissenschaftlern zu Demotivierung, ja empirisch nachgewiesenen Entfremdungserfahrungen führen und damit auch der Wissenschaftlergemeinschaft schaden“ (Fröhlich 1999). Das Plagiat als Diebstahl geistigen Eigentums bzw. mangelhafte Deklaration der

Absichtliches und fahrlässiges Fehlverhalten wiegt in der Wissenschaft daher schwerer als in anderen gesellschaftlichen Teilbereichen, weil der einzelne Wissenschaftler auf den Arbeiten seiner Kollegen aufbaut und das Ziel der Wissenschaft, der Erwerb und die Erweiterung möglichst abgesicherter Erkenntnisse, letztlich nur durch ehrliches und sorgfältiges Verhalten ihrer Mitglieder zu erreichen ist. Ehrlich und sorgfältig arbeitet ein Wissenschaftler dann, wenn er sich an die zu seiner Zeit geltenden und für seine (Spezial-)Disziplin verbindlichen wissenschaftlichen Verhaltensstandards hält. Erst die Existenz und die Einhaltung derartiger Standards gewährleistet eine weitestgehend übereinstimmende Bewertung von wissenschaftlichen Beiträgen durch wissenschaftliche Experten (Ottermann 2000). Soweit die Theorie.

Die Einhaltung der Standards zu überwachen, ist Aufgabe der jeweiligen wissenschaftlichen Gemeinschaft. Diese begutachtet und bewertet Bewerber bzw. Bewerbungsunterlagen, Forschungs- und Lehranträge, wissenschaftliche Manuskripte und Publikationen sowie Forschung und Lehre selbst. Durch Formulierung von Qualitätsstandards bzw. Festlegung von Gütekriterien wird konsensfähige und möglichst einheitliche Begutachtungs- bzw. Bewertungspraxis angestrebt. Je einheitlicher und transparenter die Begutachtungs- bzw. Bewertungskriterien und -praktiken sind, desto einfacher gestaltet sich die Selbstkontrolle der Wissenschaftler als Proponenten, Produzenten, Kontrollagenten und Kontrolleure der Kontrolleure. Selbstkritik, Kritik und Kritik der Kritik dienen der Überprüfung und Genehmigung von Anträgen und Behauptungen. Dem Ideal nach befindet eine Gemeinschaft, aufgrund ihrer Ausbildung allein kompetenter Kollegen anhand einheitlicher Kriterien und nachvollziehbarer Praxis über wissenschaftliche Potenziale, Wissenschaftlichkeit und letztlich über die Fachkompetenz sowie die Güte der Kriterien und Kontrollpraxis selbst. Wissenschaftliche Selbstkontrolle bezieht sich also auf die (Selbst-)Rekrutierung wissenschaftlicher (Re-)Produzenten, die Zertifizierung von Wissensprodukten, die Kanonisierung evaluativer Prozeduren und die Kodifizierung disziplinspezifischer Standards. Wer ein guter Wissenschaftler bzw. was gute wissenschaftliche Praxis ist, machen Wissenschaftler unter sich aus. Dabei gilt es zu berücksichtigen, dass wissenschaftliche Gütekriterien weder ewig noch universal (gültig) sind. Auch sie werden ausgehandelt in Prozessen sozialer Interaktion und unterliegen sozialem Wandel (Mulkay 1980).⁸

Leistungen anderer verstößt eindeutig gegen den Ethik-Kodex (Ethik-Kodex 1992, II 1 f., IV 4).

- 8 Das gilt auch für die wissenschaftliche Reputation. Sie ist ein Zeichen des Erfolges, ein Wechsel auf zu einer bestimmten Zeit als kompetent und bedeutsam erachtete Beiträge fachspezifischer Art, aber kein Garant für kontextunabhängige, ewige Wahrheiten oder gar moralische Überlegenheit. Dennoch wird sie bisweilen als Zeichen für besondere persönliche oder institutionelle Integrität und überfachliche Kompetenz fehlinterpretiert. Niemand aber kann für sich in Anspruch nehmen bzw. in Anspruch genommen werden, Experte für das Allgemeine bzw. Ganze und ohne Fehl und Tadel zu sein. Vor allem darf das Renommee nicht zu Immunität gegenüber Kritik und Kontrolle (ver-)führen. Kein Name darf für Wissenschaftlichkeit oder moralische Integrität per se stehen. Eine derartige Autorität wäre nicht mehr kontrollierbar.

3 Quod erat demonstrandum! Soziologischer Konsens als soziale Fiktion

Was gute Soziologie bzw. wer ein guter Soziologe ist, bestimmen Soziologen individuell verantwortlich in ihrer wissenschaftlichen Rolle als Kritiker sowie in ihrer Gesamtheit dem institutionellen Anspruch nach in selbstkontrollierender und meritierender Funktion. Vom einzelnen Soziologen kann ohne weiteres Aufrichtigkeit und Sorgfalt erwartet werden. Ob das Ergebnis aufrichtigen und sorgfältigen Verhaltens aber richtig oder gar gerecht ist, hängt von der Einheitlichkeit soziologischer Gütekriterien und der Überschaubarkeit des Wissenskorporus ab. Soziologie ist indes keine einheitliche und überschaubare Veranstaltung. Das soziologische Kontroll- und Belohnungssystem funktioniert vielmehr in Teilen auf der Basis der sozialen Fiktion einheitlicher oder doch vergleichbarer Wahrheits- und Gerechtigkeitskriterien, was in Anbetracht der faktischen, multiparadigmatischen sozialen Prozessstruktur soziologischer (Re-)Produktion von Wissen(den) als Unterstellung verstanden werden kann, die einzelnen Soziologen Handlungen gestattet, die ohne jene Unterstellung als prekär begriffen werden können. Dies selbstkritisch einzugestehen, zwingt denjenigen zu Bescheidenheit, der sich im wissenschaftsethischen Sinne korrekt verhalten will (Ethik-Kodex 1992, I A 1, III, IV 2; Lamnek 1992). Das derzeitige Kontroll- und Belohnungssystem der Soziologie ist in Kombination mit der sozialen Fiktion soziologischen Konsenses diesem wissenschaftsethisch korrekten Verhalten aber nicht unbedingt förderlich.

Der sozialen Fiktion zufolge ist Soziologie ein meritokratisches und selbstkorrigierendes System. Diese Kontrollillusion findet sich sowohl in soziologischen Selbstdarstellungen als auch im Selbstverständnis von Soziologen, obwohl es an mehr oder minder diskreten Hinweisen auf einen möglichen Irrglauben nicht mangelt (Lamnek 1991). Eine allgemein akzeptierte Definition von Gegenstand, Methode und Aufgabe der Soziologie existiert nicht.⁹ Die Soziologie besteht aus Einzelsoziologien (Bindestrich- bzw. Genitivsoziologien), die teils wenig bis gar nichts miteinander zu tun haben und sowohl in paradigmatisch-konzeptioneller als auch material-inhaltlicher Hinsicht in ihrer Gesamtheit vom einzelnen Soziologen nicht mehr überblickt werden können. Die *venia legendi* lautet dessen ungeachtet: Soziologie (die erste Urkunde eventuell Dipl.-Soz.). Das sich der Vielfalt und dem multiparadigmatischen Charakter der Soziologie verdankende Strukturproblem der Komplexität wird dadurch auf symbolischer Ebene reduziert. Was im Rahmen professioneller Selbstdarstellung gegenüber Nicht-Soziologen bisweilen als sinnvolle Reduktionsleistung bzw. Orientie-

9 Auch die Formulierung des Ethik-Kodex wurde und wird in prinzipieller oder punktueller Hinsicht keineswegs von allen Soziologen begrüßt. Zudem ging bzw. geht er den einen zu weit, anderen nicht weit genug (Lamnek 1992). So gesehen, ist die Aussage „Der Kodex formuliert einen Konsens über ethisches Handeln innerhalb der professionellen und organisierten Soziologie in Deutschland“ (Ethik-Kodex 1992, Präambel) inkorrekt.

rungshilfe angesehen werden kann, muss indes hinsichtlich des (Re-)Produktionsprozesses soziologischen Wissens als strukturelle Gefährdung des selbstkritischen bzw. kritisch-kreativen Potenzials betrachtet werden, falls die symbolische Reduktion von Komplexität auch das wissenschaftliche Selbstverständnis und die berufliche Handlungspraxis ausmacht, indem sie etwa Andersdenkende, Querulanten und Querdenker im Namen mangelnder Wissenschaftlichkeit auf Kosten der Freiheit von Forschung und Lehre abstößt. Standardisierung nützt der sozialen Konstruktion und Kontrolle von Wissenschaftlichkeit, aber nicht unbedingt dem wissenschaftlichen und (selbst-)kritischen Geist.

Die Sozialisation von Soziologen in Deutschland verläuft nicht einheitlich; die Sozialisanten durchlaufen vielmehr Schulen im weitesten Sinne, deren Auffassung von Gegenstand, Methode und Aufgabe der Soziologie sich mehr oder weniger deutlich (bis hin zur partiellen Inkompatibilität) unterscheiden (Lamnek 1992; Luedtke 1992). Der paradigmatische Dissens reicht von (meta-/wissenschafts-)theoretischen und method(olog)ischen Gesichtspunkten über Fragen, was gute Forschung ist und was nicht, und ob es sich bei einer gegebenen Fragestellung um ein interessantes Problem handelt oder nicht, bis hin zur Entscheidung, ob ein Problem (vorläufig) mehr oder minder hinreichend gelöst ist (Gaston 1975).

Die milieutypische soziale Konstruktion von (Graden an) Wissenschaftlichkeit respektive Unwissenschaftlichkeit im Sinne guter oder schlechter wissenschaftlicher Praxis kann sich unter Bedingungen perzipierter Knappheit an Forschungsmitteln, Positionen, Publikationsmöglichkeiten etc. ungünstig auf das soziologische Kontroll- und Belohnungssystem, also auf die Begutachtung und Bewertung von Bewerbern bzw. Bewerbungsunterlagen, Forschungs- und Lehranträgen, wissenschaftlichen Manuskripten und Publikationen sowie Formen der Forschung und Lehre selbst auswirken. Bei der Verhandlung von Wissenschaftlichkeit geht es nicht nur um (trans-)epistemische Ressourcen und sozialen respektive fachlichen Status, sondern auch um Existenzansprüche und -berechtigungen, die sowohl die eigene Zunft als auch deren (Miss-)Gönner mit ins Spiel bringen.

Die qualitative Sozialforschung beispielsweise kämpft an zwei Fronten um Wissenschaftlichkeit. Zum einen will sie sich mittels eines höheren reflexiv-methodischen Niveaus von alltäglichen Denk- und Deutungsweisen abheben – was impliziert, dass diese, verglichen mit wissenschaftlichen Vorgehensweisen, als irgendwie unzulänglich begriffen werden. Zum anderen ringt sie um Anerkennung innerhalb der vom quantitativen Paradigma dominierten akademischen Zunft, aus deren Sicht nun wiederum qualitative Sozialforschung etablierten wissenschaftlichen Standards nicht zu genügen scheint. Das alltägliche Wissen überwindet die qualitative Sozialforschung – der quantitativen Kollegin ähnlich – durch außeralltägliche Konstruktionen, die den Gegenstand der wissenschaftlichen Auseinandersetzung ausmachen. Der Diskurs ist eine soziale Konstruktion dritter Ordnung, denn es geht u.a. um die Deutung der Methoden deutenden Verstehens von alltäglichen Deutungsweisen. Das vom Alltagsmenschen mehr oder minder routiniert und souverän (Re-)Konstruierte wird einer method(olog)isch kontrollierten Konstruktion unterworfen, die im Fahrwasser ihrer

erkenntnistheoretischen Rekonstruktionen unterzugehen droht, solange sie gegen den Strom schwimmt und sich dem Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit aussetzt. Das definitorische Friedensangebot von Seiten der Hauptströmung lautet mitunter „Kunst“ (*art*), nicht „Wissenschaft“ (*science*), und bekennende Kunstlehrer überbieten sich inzwischen mit schulischen Angeboten (Flick/Kardorff/Steinke 2000). Von der Warte einer Konstruktion vierter Ordnung aus, der Alltagsperspektive des Berufswissenschaftlers – also eigentlich auch nichts anderes als eine Konstruktion erster Ordnung –, lässt sich dieses Angebot indes als „Knebelvertrag“ oder „Etikettenschwindel“ deuten, denn Kunst und Wissenschaft lassen sich aus dieser Sicht nicht als gleichwertig verstehen. Ein solches Verständnis erscheint Menschen, die nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch von ihr leben (zu müssen glauben), „unmöglich“, provoziert es doch im alltäglichen und zeitgenössischen Rahmen die Vorstellung von „brotloser Kunst“ auf der einen und „big science“ auf der anderen Seite. Kurz, bei der sozialen (De-)Konstruktion von Wissenschaftlichkeit geht es weniger um den Diskurs sozial freischwebender Intellektueller, sondern vielmehr um Wissenschaftsbilder, Prestige, Einfluss, Stellen, Karriere, Gelder und auch ums nackte Überleben im Wissenschaftsbetrieb.

Immer dann, wenn Vertreter unterschiedlicher paradigmatischer Provenienz um gemeinsame, aber knappe Güter (Forschungsmittel, Publikationsmöglichkeiten, Positionen), ihre soziale Anerkennung, ihre relative Überlegenheit oder um das fachliche Monopol kämpfen (müssen), wird die virtuelle Sprengkraft konkurrierender Paradigmen aktuell (Ottermann 2000). Im Rahmen der Fachbegutachtung von Projektanträgen beispielsweise kann jegliche Kritik von Kollegen als unqualifiziert gewertet werden bzw. lassen sich diese als fachlich inkompetent qualifizieren, soweit sie sich aus paradigmatischen bzw. Sozialisationsgründen ungeeigneter Gütekriterien bedienen. Die Forderung einer dezidiert theoretischen Fundierung a priori z.B. ist lediglich vor dem methodologischen Hintergrund des quantitativen Paradigmas berechtigt. Nur wenn es darum geht, Hypothesen zu testen, ist eine lineare (im Unterschied zu einer zirkulären) Forschungsstrategie angemessen. Qualitativ angelegte Forschungsprojekte hingegen erfordern aus methodologischer Sicht einen anderen Maßstab. Sie sind dahingehend zu bewerten, ob sie geeignet sind, auf nachvollziehbare Weise Begriffe, Typen und Hypothesen zu generieren sowie letztlich eine empirisch fundierte Theorie zu entwickeln. Aufgrund der qualitativer Sozialforschung angemessenen abduktiven Haltung, primär vom Untersuchungsgegenstand lernen zu wollen, verbietet es sich, vorab eine Theorie im Sinne eines mehr oder weniger geschlossenen Systems von Hypothesen und ein entsprechend lineares Design zu entwickeln, weil auf diese Weise lediglich Vorwissen getestet werden kann, das es im Rahmen qualitativer Forschung für gewöhnlich vorläufig auszuklammern, zu korrigieren bzw. kontrolliert zu erweitern gilt (Flick/Kardorff/Steinke 2000).¹⁰

10 Im Übrigen wird qualitative gegenüber quantitativer Forschung durch die forschungsethischen Prinzipien der informierten Einwilligung und Anonymitätssicherung strukturell benachteiligt, weil diese in qualitativer Forschung m. E. schwieriger umzusetzen sind

Vor dem Hintergrund der symbolischen Reduktion soziologischer Komplexität auf eine allumfassende *venia legendi* und der damit einhergehenden Gefahr der Selbstüberschätzung bzw. paradigmatischer Missverständnisse gehört die Funktionalität anonymer Gutachten überdacht; denn es muss gewährleistet sein, dass es sich bei den Gutachtern um Fachkollegen handelt, die mit dem jeweiligen Paradigma des Antragstellers hinreichend vertraut, also kompetent, eben wirkliche Fachgutachter sind. Die soziale Fiktion soziologischen Konsenses erschwert jedenfalls den fairen Umgang mit Andersdenkenden sowie die Kontrolle der Kontrolleure.

4 Publish or Perish! Die quantitative Bestimmtheit der Reputation

Ein weiterer Mechanismus der Reduktion von Komplexität, der sich auf das soziologische Kontroll- und Belohnungssystem negativ auswirken kann, ist die alltagspraktische Orientierung an der wissenschaftlichen Reputation von Personen, Arbeitsgruppen, Instituten, Forschungsbereichen, Fachzeitschriften und Verlagen. Reputation stellt nach *Luhmann* (1991) aufgrund wissenschaftlicher Komplexität eine unentbehrliche Orientierungshilfe für die Fachwelt dar. Und tatsächlich – so zeigen ethnographische Studien von *Knorr-Cetina* (1991) – beschäftigen sich Wissenschaftler mit dem Ruf, den jemand oder etwas hat; sie versuchen, sich mit großen Namen zu assoziieren, mit denen einer angesehenen Fachzeitschrift, eines renommierten Koautoren oder Instituts, eines als wichtig erachteten Forschungsgebietes usw. Denn, wer ein guter Wissenschaftler ist, glauben nicht nur Laien den Namen von Lehrern, Stationen, Positionen, Zeitschriften, Stipendien und Auszeichnungen, die in einem Lebenslauf aufgezählt werden, entnehmen zu können. Dies glauben auch die Fachkollegen, die sich beispielsweise, wenn es um die Rekrutierung von Kollegen geht, an solchen „Stammbäumen“, die hauptsächlich „vererbte“ Eigenschaften (von Instituten, Lehrern, Zeitschriften etc.) wiedergeben, orientieren. Auf diese Weise wird von der Reputation der Institute, Lehrer, Zeitschriften etc., mit denen sich die Bewerber assoziieren konnten, auf deren wissenschaftliche Qualitäten und Potenziale geschlossen. Reputation ist zwar ein entscheidendes, aber doch relativ unzuverlässiges Kriterium zur Beurteilung von Proponenten und Produkten (Ottermann 2000).

Das Bemühen um symbolisches und soziales Kapital wird dem wissenschaftlichen Nachwuchs im Rahmen der beruflichen Sozialisation eher implizit und im Namen der sozialen Verantwortung akademischer Lehrer für die berufliche Integra-

(Ethik-Kodex 1992 I B 3 ff.; Hopf 2000). Aus diesem Grund ist es z.B. kaum vorstellbar, eine qualitative Studie zu wissenschaftlichem Fehlverhalten in der deutschen Soziologie durchzuführen, ohne sich den Vorwurf eines Verstoßes gegen den Ethik-Kodex einzuhandeln.

tion ihrer Schützlinge mehr oder minder explizit nahegelegt (Aisenbrey/Pflaum 2001). Letzteres gilt vor allem für die Vermittlung des Publish-or-Perish-Prinzips.¹¹ Im Sinne der Meritokratie wird dabei die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses von Forderungen wissenschaftlicher Kreativität abhängig gemacht, was allerdings leicht in Überforderung und Förderung unlauterer Praktiken bzw. mangelhafte Selbstkontrolle umschlagen kann, sofern die Ansprüche bzw. der Erwartungsdruck, zumal im Zusammenhang mit Abhängigkeit, Konkurrenz, Geldnot, Zeit- und Erfolgsdruck, auf eine Verkenntung wissenschaftlicher Möglichkeiten und Standards hinauslaufen. Das Bemühen um Sorgfalt und Aufrichtigkeit vor allem hinsichtlich des „Scheiterns“ von Projekten im weitesten Sinne – was ja wohl hinsichtlich substanzieller Erkenntnisgewinne im wissenschaftlichen Alltag eher der Normalfall sein dürfte – kann durch übertriebene Output- und Symbolorientierung nicht nur entmutigt, sondern verunmöglicht werden (Weinstein 1979; Kurucz 1986; DiTrocchio 1994; Mayntz 1999; Ottermann 2000).¹² „Es gilt eine einfache Regel – no results, no papers, no job in science!“ (Kuchler 1999).

Die Ressourcenknappheit (an Forschungsmitteln, Publikationskanälen und Stellen) verschärft den Leistungs- und Konkurrenzdruck und führt zur Output-Orientierung der Wissenschaftler. Die Outputs führen zur Expansion des Textkorpus, was wiederum die Möglichkeit allumfassender (Selbst-)Kontrolle verringert und die Neigung zur Symbolorientierung erhöht, denn „die heutige Flut an Gedrucktem macht es jedem gänzlich unmöglich, auch nur den wesentlichen Teil von alledem zu lesen“ (Andreski 1977, S. 226).

Wissenschaftliche Reputation ist die Konsequenz der im Idealfall kompetenten Reaktionen wissenschaftlicher Experten auf wissenschaftliche Kreativität (welche nicht nur neue Erkenntnisse, sondern auch korrigierende Kritik einschließt) (Storer 1973a, 1973b). Publikationen sind das Hauptmittel zur Erreichung wissenschaftlicher

11 Mit dem Publish-or-Perish-Prinzip werden mehr oder minder unbeabsichtigt auch unlautere bzw. institutionell dysfunktionale Praktiken vermittelt, die den Zweck erfüllen, die Anzahl der Publikationen zu maximieren: „Melken/Ausschlachten von Forschungsergebnissen“ (Doppelpublikationen bzw. Multiplikation, Salamiveröffentlichungen bzw. Fragmentierung, least publishable units im Sinne des getting more for less), „fingiertes/übertriebenes Koautorentum“ (Machtmissbrauch, Reputationsmissbrauch, Pseudo-Teamworks im Sinne des tit for tat) etc. Derartige Praktiken verstoßen meines Erachtens eindeutig gegen den Ethik-Kodex (Ethik-Kodex 1992, I A 6, II 1).

12 „Wenn erfolgreiche Experimente und Durchbrüche mehr belohnt werden als Eingeständnisse des Scheiterns, dann gibt es einen Anreiz, Erfolge auch auf Kosten der Wahrheit zu behaupten. Wenn um knappe Ressourcen und Forschungsmittel gestritten wird, dann gibt es eine Tendenz zu unfairer Wettbewerb ... Wenn individuelle Erfolge und Auszeichnungen weitverbreitete kulturelle Ideale darstellen, dann dürfte extrinsischen Werten wie Wohlstand, Macht und Prestige der Vorrang vor intrinsischen Werten der Forschung eingeräumt werden, insofern die beiden in Konflikt geraten. Der Reiz derart extrinsischer Werte wird natürlich durch die Interpenetration der Wissenschaft mit Wirtschaft und Politik erhöht, welche den Wissenschaftler in das umfassendere Wertesystem einführt und ihn innerhalb dieses Systems mit Einfluss- und Machtpositionen belohnt“ (Weinstein 1979, S. 642, Übers. d. Verf.).

Reputation. Würden sämtliche Schriften vor ihrer Veröffentlichung einer standardisierten Qualitätskontrolle unterzogen, so wäre das nicht weiter problematisch. Innerhalb der Soziologie existiert eine derartige Kontrolle aber bereits aus paradigmatischen Gründen lediglich in eingeschränkter Form. Zudem lässt sie sich etwa mittels Monographien und Beiträgen in Sammelbänden teilweise umgehen (Gerhards 2002), vorausgesetzt man verfügt über das hierfür nötige soziale bzw. symbolische Kapital.¹³ Reputation, die sich eigentlich am Beitrag zur Wissenserweiterung bzw. kompetenter Kritik bemessen sollte, kann auf diese Weise bereits derjenige erlangen, der viel reproduziert und damit lediglich zur „Literaturflut“, aber weder zur Erkenntnismehrung noch -absicherung beiträgt.¹⁴

Reputation schützt vor Torheit nicht. Auf Reputation, die Ausfluss wissenschaftlicher Qualität sein soll, wird nicht selten mittels quantitativer Indikatoren geschlossen. So wird etwa die Bedeutung von Fachzeitschriften und -verlagen über die Ablehnungsquote eingereichter Manuskripte bestimmt. Entsprechend groß ist der Reputationsgewinn, falls es einem Autor dennoch gelingt, möglichst viele Beiträge in als hochwertig geltenden Zeitschriften und/oder Verlagen zu platzieren (Gerhards 2002). Verleger und Herausgeber von Zeitschriften und auch Sammelbänden orientieren sich indessen selbst nicht ausschließlich an der material-inhaltlichen Qualität von Manuskripten – einmal abgesehen davon, dass diese in konzeptionell-paradigmatischer Hinsicht in das Gesamtkonzept des jeweiligen Organs passen müssen¹⁵ – sondern zumindest auch an großen Namen, dem symbolischen Kapital der Autoren. Auf die Bedeutung von Autoren bzw. die Qualität von deren Beiträgen wiederum glaubt man mittels Zitationsindices schließen zu können. Dabei bleiben mögliche Selbstläufer und Netzwerke, die „Karriere von Zitaten“ symbolträchtiger Art und „Zitationskartelle“, also das soziale Kapital der Verfasser und Rezipienten sowie deren „Vitamin B“ zu Herausgebern und Verlegern oftmals unberücksichtigt.¹⁶

13 An dieser Stelle sei an den sog. Matthäus-Effekt in der Wissenschaft erinnert (Merton 1985a), der dem wissenschaftlichen Nachwuchs den sozialen Ein- bzw. No-Names den Aufstieg erschwert und renommierte Wissenschaftler, also solche, deren Name für Qualität steht, begünstigt.

14 „Wir expandieren ohne Qualitätskontrolle“ so hatte Jutta Allmendinger ... die Veröffentlichungspraxis der deutschen Soziologie in ihrem Vortrag auf dem Kölner Soziologiekongress auf den Punkt gebracht“ (Gerhards 2002, S. 30).

15 Das „vielen Aufsätzen in Fachzeitschriften zugrundeliegende Format bevorzugt Arbeiten, die ihre wissenschaftstheoretische Fundierung im kritischen Rationalismus haben und benachteiligt Texte, die eher in einer hermeneutischen Traditionslinie stehen“ (Gerhards 2002, S. 31).

16 „Quantitative Kriterien sind heute meist informell, teilweise sogar förmlich festgelegt, als Maßstab für die Bewertung von Qualifikationsleistungen aller Art (Magisterprüfung, Promotion, Habilitation etc.; Umfang der schriftlichen Arbeit, Zahl der Publikationen), bei der Sichtung von Bewerbungen und bei der Begutachtung von Anträgen auf Forschungsmittel oft gängige Praxis. Diese Praxis bedarf der Überprüfung mit dem Ziel der Rückkehr zu qualitativen Maßstäben“ (G.O. Wissen Online).

Weil der Berufswissenschaftler, um Wissenschaft betreiben zu können, sich und seine Produkte verkaufen muss, gehören marktorientierte, wenn nicht oligopol-kapitalistische Erwägungen und Strategien zu seinem Geschäft. Aus existenziellen und/oder Karrieregründen zieht es Wissenschaftler in als nutzbringend erachtete Bereiche, in denen ihnen die notwendigen Mittel zur Verfügung stehen, die sie zur Berufsausübung brauchen, und tun – mehr oder weniger –, was von ihnen verlangt wird, weil sie irgendwie vom gesellschaftlichen Kontext, ganz bestimmt von forschungspolitischen Entscheidungen und nicht selten von Launen, Drücken sowie Idiosynkrasien (in/aus) ihrer sozialen Umwelt sozioökonomisch und psychosozial abhängen (Weinstein 1979; Ottermann 2000). Dadurch kann das „Schlupfloch zur Pflege verschrobener und unpopulärer Ansichten verstopft“ (Andreski 1977, S. 214) werden. D.h., szientifisch couragierte Querdenker und Querulanten, deren kritisch-kreatives Potenzial einen guten Grund für das Festhalten an der multiparadigmatischen Prozessstruktur der Soziologie liefert, könnten von wissenschaftlichen Autoritäten und deren Epigonen bzw. Lakaien, innovative Antragsteller von linientreuen Auftragsforschern und gesellschaftskritische Intellektuelle von intellektuellen Zeitgeistverstärkern gesellschaftlicher Trends bzw. Zirkulationsagenten politisch korrekter Stereotype mehr und mehr verdrängt werden.

Dringt auf diese Art und Weise die „gesellschaftliche Moral“ in den Bereich der Wissenschaft ein, dann wird wissenschaftliches Arbeiten in kritischen Teilen verhindert oder unmöglich, weil sich ein Klima kollektiven Schweigens breit macht aus Angst vor Nachteilen, die einzelnen Wissenschaftlern, Instituten, Forschungszweigen, Fachzeitschriften etc. aus dem aufrichtigen Versuch von „Wahrheit“ erwachsen könnten. Denn der wissenschaftlichen Reputation abträglich ist nahezu alles, was in der Öffentlichkeit als skandalös empfunden bzw. in Zusammenarbeit von „Mass Media & Moral Sentiments“ skandalisiert wird. Was die Öffentlichkeit verärgern könnte, wird folglich seltener oder gar nicht veröffentlicht. Wenn Wissenschaftler in ihrer Rolle als Wissenschaftler aber der akademischen Pflicht theoretisch und/oder empirisch fundierter Aufklärung auf die Dauer nicht nachkommen, begehen sie kollektiv und schleichend Betrug an der Wissenschaft, denn diese hat den eigentlichen Schaden. Der Schaden besteht für gewöhnlich darin, dass diejenigen Ansätze zumindest in publizierter Form systematisch überrepräsentiert sind, die mit der öffentlichen Meinung einhergehen und verträglich sind – selbst dann, wenn die Mehrheit der wissenschaftlichen Experten insgeheim vom genauen Gegenteil überzeugt sein mag, aber aus Angst vor einem Karriereknick und der öffentlichen Meinung diesem Gedanken mittels Forschung nicht weiter oder vorrangig im Geheimen nachgeht. Letztlich ist aber in erster Linie das veröffentlichte und als herrschende wissenschaftliche Meinung ausgewiesene Wissen von praktischer Relevanz, sei es nun für den wissenschaftlichen Nachwuchs oder für außerwissenschaftliche Anwender, so dass auch letzteren – der wissenschaftlich aus welchen Gründen auch immer interessierten Öffentlichkeit – ein Schaden entstehen kann, den sie durch Unterminierung der Freiheit von Forschung und Lehre mitverursacht (Gottfredson 1994; Ottermann 2000).

Literatur

- Aisenbrey, Silke; Pflaum, Stephan, 2001: Zur Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses in der Soziologie. In: Soziologie. Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Heft 4, S. 19-47
- Andreski, Stanislav, 1977: Die Hexenmeister der Sozialwissenschaften. Mißbrauch, Mode und Manipulation einer Wissenschaft (aus d. Engl.). 2. Aufl., München
- Barnes, S. B.; Dolby, R. G. A., 1973: Das wissenschaftliche Ethos. Ein abweichender Standpunkt (aus d. Engl.). In: Weingart, Peter (Hrsg.), Wissenschaftssoziologie I. Wissenschaftliche Entwicklung als sozialer Prozeß. Frankfurt a. M., S. 263-286
- Broad, William J.; Wade, Nicholas, 1984: Betrug und Täuschung in der Wissenschaft (aus dem Amerik.). Basel, Boston, Stuttgart
- Daele, Wolfgang van den, 1999: Bericht der Ethikkommission der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und des Berufsverbandes Deutscher Soziologen. In: Soziologie. Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Heft 3, S. 43-45
- DiTrocchio, Federico, 1994: Der große Schwindel. Betrug und Fälschung in der Wissenschaft (aus d. Ital.). Frankfurt a. M., New York
- Ethik-Kodex der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) und des Berufsverbandes Deutscher Soziologen (BDS), 1992. <http://userpage.fu-berlin.de/~ifs/bds/ethkod.html> (Zugriff: 02.03.2002)
- Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Steinke, Ines (Hrsg.), 2000: Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek
- Fröhlich, Gerhard, 1999: Mit fremden Federn. In: heureka! 4/99; http://www.falter.at/heureka/archiv/99_4/04federn.htm (Zugriff: 11.03.2002)
- Gaston, Jerry, 1975: Soziale Organisation, Kodifizierung des Wissens und das Belohnungssystem der Wissenschaft (aus d. Engl.). In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 18, S. 287-303
- Gerhards, Jürgen, 2002: Reputation in der deutschen Soziologie – zwei getrennte Welten. In: Soziologie. Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Heft 2, S. 19-33
- Gottfredson, Linda S., 1994: Egalitarian Fiction and Collective Fraud. In: Society, Jg. 31, S. 53-59
- G.O. – Wissen Online: Vorschläge zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis. Die Empfehlungen der DFG-Kommission „Selbstkontrolle in der Wissenschaft“. <http://www.g-o.de/geo/in/frameset.pl?id=00001&frame1=titelgo.htm&frame2=menue04.htm&frame3=kap4/40hb0033.htm> (Zugriff: 04.03.2002)
- Gralki, Heinz O., 1992: Provokative Evaluation – der falsche Weg zur Verbesserung der Lehre. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis, Jg. 15, Heft 3, S. 302-308
- Grottian, Peter, 1992: Der geschlossene Vorhang – ein Lehrstück für die Pervertierung der Lehrbewertung. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis, Jg. 15, Heft 3, S. 296-301
- Hopf, Christel, 2000: Forschungsethik und qualitative Forschung. In: Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Steinke, Ines (Hrsg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek, S. 589-600.
- Knorr-Cetina, Karin, 1991: Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft (aus d. Engl.). Frankfurt a. M.
- Kuchler, Karl, 1999: Spielarten des Betrugs. In: heureka! 4/99. http://www.falter.at/heureka/archiv/99_4/09spiel.htm (Zugriff: 11.03.2002)
- Kurucz, Jenö, 1986: Ideologie, Betrug und naturwissenschaftliche Erkenntnis. Eine wissenschaftssoziologische Untersuchung. Saarbrücken
- Lamnek, Siegfried, 1991: Ethische Prinzipien im Berufungsverfahren. In: Soziologie. Mitteilungsblatt der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Heft 2, S. 142-173

- Lamnek, Siegfried, 1992: Zur Genesis und Geltung eines Deutschen Ethik-Kodex – eine qualitative Längsschnittanalyse. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis, Jg. 15, Heft 3, S. 249-268
- Lamnek, Siegfried, 2002: Bericht der Ethik-Kommission für das Jahr 2001. In: Soziologie. Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Heft 2, S. 92-94
- Luedtke, Jens, 1992: Strukturelle und ethische Aspekte zur Lehr-, Lern- und Prüfungssituation. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis, Jg. 15, Heft 3, S. 283-295
- Luhmann, Niklas, 1991: Selbststeuerung der Wissenschaft. In: Luhmann, Niklas, Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. 6. Aufl., Opladen, S. 232-252
- Mayntz, Renate, 1999: Betrug in der Wissenschaft – Randerscheinung oder wachsendes Problem? In: MPIfG Working Paper 99/4. <http://www.mpi-fg-koeln.mpg.de/pu/workpap/wp-99-4/wp99-4.html> (Zugriff: 11.03.2002)
- Merton, Robert K., 1985a: Der Matthäus-Effekt in der Wissenschaft (aus d. Amerik.). In: Merton, Robert K., Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie. Frankfurt a. M., S. 147-171
- Merton, Robert K., 1985b: Die normative Struktur der Wissenschaft (aus d. Amerik.). In: Merton, Robert K., Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie. Frankfurt a. M., S. 86-99
- Mulkay, Michael, 1980: Wissen und Nutzen. Implikationen für die Wissenssoziologie (aus d. Engl.). In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 22, S. 52-72
- Ottermann, Ralf, 2000: Soziologie des Betrugs. Hamburg.
- Schramm, Michael, 1999: Systemtheorie und Sozialethik. Methodologische Überlegungen zum Ruf nach Verantwortung. http://www.uni-erfurt.de/theol/fachbereich_soz/syst-ver.htm (Zugriff: 04.03.2002)
- Stehr, Nico, 1985: Robert K. Mertons Wissenschaftssoziologie. In: Merton, Robert K., Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie (aus d. Amerik.). Frankfurt a. M., S. 1-30
- Storer, Norman, 1973a: Das soziale System der Wissenschaft (aus d. Amerik.). In: Weingart, Peter (Hrsg.), Wissenschaftssoziologie I. Wissenschaftliche Entwicklung als sozialer Prozeß. Frankfurt a. M., S. 60-81
- Storer, Norman, 1973b: Kritische Aspekte der sozialen Struktur der Wissenschaft (aus d. Amerik.). In: Weingart, Peter (Hrsg.), Wissenschaftssoziologie I. Wissenschaftliche Entwicklung als sozialer Prozeß. Frankfurt a. M., S. 85-120
- Weinstein, Deena, 1979: Fraud in Science. In: Social Science Quarterly, Jg. 59, S. 639-652
- Zuckerman, Harriet, 1977: Deviant Behavior and Social Control in Science. In: Sagarin, Edward (Hrsg.), Deviance and Social Change. Beverly Hills, S. 87-138

Dr. Ralf Ottermann
Hunsrückstraße 63
D-65929 Frankfurt/Main
Tel.: ++49.69.332872
Fax: ++49.69.332872
eMail: R.Ottermann@t-online.de

Ralf Ottermann, Dr. phil., M.A., geboren 1966 in Frankfurt am Main, studierte Soziologie, Psychologie und Philosophie an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Er war Lehrbeauftragter am dortigen Institut für Soziologie und wissenschaftlicher Angestellter am Lehrstuhl für Soziologie II der Katholischen Universität Eichstätt. Sein Hauptinteresse gilt sozialen Problemen, abweichendem Verhalten und sozialer Kontrolle.